Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich | Halle a. S., den 17. März | 1921 / Nr. 64.

Das Geheimnis des Schränkchens.

Roman von
Burton E. Stevenson.

(11. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

Neuntes Kapitel.

Der Gang nach Hause tat mir gut. Es hatte aufgehört zu regnen, und die Luft war frisch und rein, als ob sie gewaschen worden wäre. Ich zog sie in tiefen Zügen ein, und das Behagen der Ermüdung und Bewegung, das auf mir geruht hatte, verließ mich allmählich. Ich hatte keine Eile, sondern machte sogar einen kleinen Umweg über den Madison Square und betrachtete das Wägelchen-Gebäude, das im Mondlicht wie gewaltiges Elfenbein in den Himmel aufragte. Es war schon lange nach Mitternacht, als ich endlich im Marathon anlangte. Der Portier Higgins schloß eben die Vorgartentüre ab und fuhr dann im Lift mit mir hinauf.

„Es ist ein Herr da, der Sie zu sprechen wünscht," sagte er, „Herr Godfrey. Vor etwa zehn Minuten ist er gekommen. Da er sagte, Sie erwarteten ihn, habe ich ihn eingelassen."

„Ganz recht," sagte ich und machte mit meiner ganzen Energie.

Er saß bei meinem Eintritt behaglich in einem Lehnstuhle und begrüßte mich mit einem Lachen.

„Higgins sagte mir, daß du noch nicht nach Hause gekommen seiest," erklärte er, „daher wollte ich ein paar Minuten warten, für den Fall, daß du müst zu müde wärst, um noch ein wenig zu plaudern. Wenn du zu Bett willst, so sag' es offen, ich werde mich dann trollen."

„Ich bin nicht zu müde," erwiderte ich und hing meinen Mantel auf. „Ich fühle mich um vieles wacher, als vor einer Stunde."

„Ja, ich habe wohl bemerkt, daß du so ziemlich erschöpft warst."

„Bitte machst du es nur, um alles auszugleichen, wohlan," fragte ich, indem ich mich ihm gegenüber niederließ. „Du scheinst ja gar nicht müde zu sein!"

„Doch, ich bin auch müde," sagte er, „ein wenig. Aber ich habe eben eine Geistesanstrengung, die meinen Körper nicht schaffen läßt, solange noch Arbeit zu erledigen ist. Sobald die Arbeit getan ist, gibt der Geist nach, und der Körper schläft wie ein Holzklotz. Nun wußte ich aber, daß ich heute nacht schlechterdings nicht schlafen konnte, bevor ich die sehr interessante Theorie gehört haben würde, die du mir jetzt anvertrauen wirst. Außerdem habe ich dir einiges mitzuteilen."

„Vorwärts," sagte ich.

„Wir haben von unserer Pariser Redaktion, gerade bevor ich wegging, ein Telegramm erhalten. Der Herr Théophile d'Aurelle ist ein Geiger im Café de Paris. Da er heute abend wie immer im Orchester mitgespielt hat, so ist es ausgeschlossen, daß er gleichzeitig in der New Yorker Morgue liegt. Außerdem besindet sich seines Wissens keiner seiner Verwandten in Amerika. Ohne Zweifel wird er über die Persönlichkeit des Verstorbenen nach der Photographie Aufschluß geben können. Wir haben sie bereits abgesandt. Vor sechs bis acht Tagen werden wir darüber keine Auskunft erhalten können. Aber meiner Vermutung hat sich bestätigt: der Bursche heißt nicht d'Aurelle."

„Du sagst, du habest eine Photographie?"

„Jawohl, ich habe heute nachmittag von dem Leichnam einige Aufnahmen gemacht. Da ist eine davon. Behalte sie. Vielleicht kannst du sie brauchen."

Ich betrachtete das Gesicht auf der Photographie. Jetzt sah ich ein, daß mir die entstellten Züge, die ich nachmittags erblickt hatte, keinen Begriff von dem wahren Aussehen des Mannes vermittelt hatten. Hier waren die Augen geschlossen, die Gesichtszüge friedlich und regelmäßig, aber auch der Tod verlieh ihnen nicht die geringste Würde. Es war ein schwaches, verwüstetes Gesicht, das Gesicht eines Kaffeehausbummlers, wie Parks bemerkt hatte — eines Faulenzers, der keinen Ehrgeiz kennt und jeder gemeinen Handlung fähig ist. Wenigstens las ich diesen Charakter in den Gesichtszügen.

„Offenbar ein minderwertiger Mensch," erklärte Godfrey, der mich aufmerksam beobachtete. „Einer jener Parasiten ohne Arbeit und ohne Einkommen, wie man sie in Paris so häufig trifft. Laden- und Zimmermädchen sind es, die dafür schwärmen."

„Ich glaube, du hast recht," stimmte ich bei, „aber ich muß auch sagen: wenn er einer von dem Schlage war, was konnte er mit Philipp Vantine zu schaffen haben?"

„Das frage ich mich auch. Aber es gibt noch eine Menge Dinge, die ich mir nicht erklären kann. Wir tappen ja ganz im Dunkeln, Lester, wir alle. Bist du dir klar darüber? Vollständig im Dunkeln!"

„Gewiß," sagte ich nachdenklich.

„Zweifellos wird es uns gelingen, in gewisser Zeit die Persönlichkeit dieses Menschen festzustellen — vielleicht schneller als wir denken. Denn die meisten Morgenzeitungen werden seine Photographie verbreiten, und wenn er in New York überhaupt bekannt ist, wird ihn schon jemand erkennen. Wenn wir ausfindig machen, wer er ist, werden wir wahrscheinlich auch die Verbindung mit Vantine muthaßen können. Wir können herausbringen, wer das Weib war, das heute abend Vantine zu sprechen wünschte — zu diesem Zweck brauchen wir nur Rogers ein wenig zu schinden, und dann werden wir sie festnehmen und ihr ihr Geheimnis entreißen. Das alles ist verhältnismäßig einfach. Aber wenn wir dies erreicht haben, wenn wir alle Tatsachen in Händen haben, werden wir, wie ich fürchte, einsehen, daß sie äußerst unwichtig sind."

„Unwichtig?" fragte ich ungläubig. „Aber sicherlich —"

„Unwichtig," unterbrach er mich, „weil wir alle diese Dinge gar nicht wissen wollen. Was uns interessiert, ist, wie Philipp Vantine und dieser unbekannte Franzose getötet worden sind. Und gerade das, davon bin ich überzeugt, wird uns weder der Mann noch das Weib noch Rogers noch irgend wer, der sonst in die Geschichte verwickelt sein mag, verraten können. Hinter all dem steckt eine Persönlichkeit, von der wir bis jetzt noch nichts ahnen. Ich gestehe es offen: ich weiß auch nicht, wie wir sie fassen können. Die Geschichte verblüfft mich, oder richtiger, sie erschreckt mich — es ist ein drohender Schatten, dessen man nicht habhaft werden kann."

Es herrschte einen Augenblick Schweigen. Dann hielt ich die Zeit für gekommen, meinerseits das Wort zu ergreifen.

„Godfrey," sagte ich, „was ich dir sagen werde, geschieht vertraulich und muß unter uns bleiben, bis ich dir ausdrücklich erlaube, Gebrauch davon zu machen. Bist du mit dieser Bedingung einverstanden?"

„Vorwärts!" sagte er nur und sah mir scharf ins Auge.

„Gut. Ich glaube zu wissen, wie diese zwei Männer ihren Tod gefunden haben. Höre mir zu!"

Und nun erzählte ich ihm mit allen Einzelheiten die Geschichte von dem Schrankkästchen. Ich wiederholte Vantines Theorie von seiner ersten Besitzerin. Ich erwähnte den Preis, den er bereit war, dafür zu bezahlen. Ich beschrieb den Unterschied zwischen Original und Gegenstück, und betonte, daß Vantine versichert hatte, daß es ein Unikum sei von unfraglicher künstlerischer Einzigartigkeit. Noch lange bevor ich mit meinem Bericht geendet hatte, war Godfrey aufgestanden und ging nun mit gerötetem Antlitz und glänzenden Augen im Zimmer auf und ab.

„Herrlich," murmelte er von Zeit zu Zeit, „wundervoll! Das wird einen Schlager geben, Lester!" rief er aus, als ich geendet hatte, indem er vor mir stehen blieb und sich zu mir herunterbeugte. „Einzigartig — darin liegt seine Schönheit! Einzigartig wie dieses anbetungswürdige Schränkchen!"

„Also leuchtet es auch dir ein?" fragte ich, etwas enttäuscht, daß meine Theorie so einfach zu verstehen war.

„Ob mir's einleuchtet?" fragte er und ließ sich wieder in seinen Stuhl fallen. „Man müßte ja mit Blindheit geschlagen sein, um das nicht zu verstehen. Aber immerhin, ich stelle dir ein Bestätigungszeugnis aus, mein lieber Lester. So viele von uns — Grady zum Beispiel — sind dazu nicht imstande, sie erkennen nicht, welche Tatsachen wichtig, welche unwesentlich sind. So würde der Umstand, daß Vantine zufällig in den Besitz eines Boule-Schranks gelangt ist, Grady wahrscheinlich unwesentlich erscheinen, während er gerade einen der allerwichtigsten in dieser ganzen Sache bildet. Du hast dies richtig erfaßt."

„Du auch," ergänzte ich, „sobald ich ihn erwähnte."

„Gewiß, aber du hast ihn in einer Weise vorgebracht, daß seine Bedeutung augenscheinlich war. Ich mußte sie, ob ich wollte oder nicht, erkennen. Und ich glaube, daß wir beide praktisch zu den gleichen Schlußfolgerungen gekommen sind. Da hast du sie," setzte er hinzu, während er an den Fingern zählte. „Das Schränkchen enthält eine geheime Schieblade. Dies ist, wenn es wirklich Madame de Montespan gehörte, unumgänglich. Jedes Schränkchen, das für sie hergestellt wurde, mußte ein geheimes Fach haben — sie verlangte dies mit der gleichen Unfehlbarkeit, wie sie an der Unterwäsche Spitzen oder an den Handschuhen Knöpfe aus Edelsteinen verlangte. Dieses Fach, das ja dazu bestimmt war, so unschätzbare Schriftstücke aufzunehmen, wie die Liebesbriefe eines Königs — und noch mehr, wenn die Liebesbriefe von einem anderen herrührten —, dieses Fach mußte in entsprechender Weise gehütet sein. Daher war ein Mechanismus angebracht, der die Aufgabe hatte, jeden zu treffen, der es wagen und versuchen wollte, das Fach zu öffnen, und in die Wunde ein Gift einzuspritzen, das mächtig genug war, um sofortigen Tod herbeizuführen. Sind wir soweit einig?"

„Ausgezeichnet," sagte ich und nickte. „Ich hatte es selbst nicht so klar formuliert. Weiter!"

„Nun kommen wir zum Schlusse," fuhr Godfrey fort, „daß die Angelegenheit zwischen dem unbekannten Franzosen und Vantine in irgend einer Weise dieses Schränkchen betraf."

„Vantine selbst war dieser Ansicht", ergänzte ich. „Er sagte mir nachher, daß er den Mann darum empfangen wollte, weil er dieser Ansicht war."

„Gut. Das scheint zu bestätigen, daß wir auf der richtigen Fährte sind. Das Anliegen des Franzosen hatte also etwas mit diesem Schränkchen und seinem Geheimfach zu tun. Als man ihn allein ließ, entdeckte er den Schrank in dem Zimmer neben dem Empfangszimmer, versuchte das Fach zu öffnen und fand seinen Tod dabei."

„Gewiß," bestätigte ich. „Und was meinst du nun zu Vantines Tod?"

„Dafür liegt die Erklärung nicht so einfach. Wahrscheinlich hat auch die Unbekannte in der Angelegenheit des Schränkchens vorgesprochen. Auch sie wollte das Geheimfach öffnen, um sich seines Inhalts zu versichern. Das kann man mit ziemlicher Sicherheit aus ihrer Verbindung mit dem ersten Besucher schließen."

„Glaubst du immer noch, daß es ihr Bild war, das der Mann in seiner Uhr bei sich trug?"

„Ich bin überzeugt davon. Aber wie kam es, daß es Vantine war, der ermordet wurde? Hat das Weib, durch das Schicksal des Mannes gewarnt, Vantine absichtlich veranlaßt, das Fach zu öffnen, um sich selbst nicht in Gefahr zu begeben? Oder wußte sie auch nichts über den Mechanismus? Und außerdem: gelang es ihr, den Inhalt des Fachs beiseitezubringen?"

„Was war sein Inhalt?" fragte ich.

„Ach, wenn wir das nur wüßten!"

„Vielleicht hatte das Weib nichts damit zu tun. Vantine sagte mir selbst, er werde das Schränkchen sorgfältig untersuchen. Zweifellos war er gerade damit beschäftigt, als ihn die Ankunft des Weibes dabei unterbrach. Vielleicht hat er sie selbst hinaufgeführt und ist er dann nach seiner Rückkehr ins Zimmer auf das Geheimnis gestoßen."

„Gewiß — das ist auch möglich. Auf alle Fälle — du bist der gleichen Meinung, daß beide auf eine Weise getötet worden sind, wie ich sie etwa beschrieben habe?"

„Ich bin ganz deiner Meinung. Ich glaube, daß daran nicht zu zweifeln ist."

„Man könnte Einwände machen — gewichtige Einwände. Die Theorie erklärt die beiden Todesfälle, die Aehnlichkeit der Verletzungen, sie erklärt, warum beide Wunden sich an dem rechten Handrücken gerade über den Knöcheln befinden und warum beide Leichname am selben Platze sich fanden, indem beide Männer Hilfe holen wollten. Aber erstens: wenn der Franzose die Schiedlade aufmachte, wer hat sie wieder geschlossen?"

„Vielleicht hat sie sich selbsttätig wieder geschlossen, als er sie losließ."

„Und sich wiederum geschlossen, nachdem Vantine sie aufgemacht hatte?"

„Ja."

„Dazu wäre ein sehr geschickter Mechanismus nötig."

„Aber das ist doch immerhin möglich," warf ich ein.

„Gewiß ist es möglich. Und wir müssen ja auch daran denken, daß die Giftmörder jener Zeit sehr erfinderisch waren. Es war ja die Glanzzeit der La Voisin, der Marquise von Brinvilliers, Elixirs und der Himmel weiß welcher anderer Fachleute auf diesem Gebiete, die der Katharina von Medici folgten. Also ist alles wohl möglich. Aber eines ist nicht möglich, und das ist folgender Umstand: ein Gift, das wirken sollte, wie wir es uns vorstellen, muß flüssig sein. Und daß dieses flüssige Gift in dem Schränkchen sich während dreihundert Jahren frisch und gebrauchsfertig erhält — das ist nicht möglich. Es würde schon vor Jahrhunderten eingetrocknet sein. Auch würde der Mechanismus wohl nicht so lange funktionsfähig bleiben. Beides muß verwickelt und fein konstruiert sein. Daher muß es von Zeit zu Zeit geölt und untersucht werden. Wenn es mit einer Feder arbeitet — und ich kann mir eine andere Konstruktion gar nicht denken —, müßte die Feder erneuert und wieder aufgezogen werden."

(Fortsetzung folgt.)

Die Kunst des Papiersparens.

Von
Gustav Hochstetter.

(Nachdruck verboten.)

Das Leben des Menschen unserer Zeit besteht zum großen Teil darin, daß er — Papier verbraucht. Unser Erscheinen in diesem irdischen Jammertal wird uns durch ein Stück Papier, durch den Geburtsschein bestätigt, unser Eintritt in die Kirche wieder durch ein Stück Papier: durch den Taufschein. Dann folgen in angemessenen Abständen der Impfschein, der Konfirmationsschein, der Trauschein, bis endlich die Beurkundung des erfolgten Ablebens den papiernen Grabstein auf unsere sterblichen Reste setzt. All diese „Scheine" sind nur Auszüge aus großen, dicken Büchern — die selbstverständlich wiederum aus Papier bestehen. Außerdem ist der zeitgemäße Mensch ausgestattet mit polizeilichen An- und Abmeldescheinen, mit Papiergeld, mit Lebensmittelbezugsscheinen der verschiedensten Art, mit Steuerzetteln, Krankenkassenscheinen, Invaliditätskarten, Fahrscheinen und Fahrkarten. Wenn wir irgendeinen Gegenstand käuflich erwerben, so ziehen wir uns Kaufzettel zu, Rechnungen, Quittungen, Mahnbriefe. In der Jugend brauchen wir Schulhefte und Schulbücher, später ihrin Notizbücher und Bücher jeder Art. Wir kommen nicht ohne Briefpapier, Briefumschläge, Zeitungen, Kalender, Löschblätter und Zeitschriften aus. Ferner verbrauchen wir papierne Kragen und Manschetten, Tuten jeder Größe und Farbe, Zigarettenpapier, Stullenpapier, Packpapier, Papierservietten, Einwickelpapier, Ansichtskarten, Postformulare der unterschiedlichsten Arten. Jedes Versicherungsgeschäft, jeder Vertrag schreit nach Papier. Theater, Kino, Ball, Konzert bescheren uns Eintrittskarten und Programme. Unsere Wohnung erheischt Mietskontrakt und Mietsquittungen. Im Restaurant sehen wir Speisekarten, Weinkarten, Papiertischtücher. Verehrter Mitmensch kannst du dir einen Tag vorstellen, an dem du ohne Papier auskommst? Glatte Unendlichkeit.

Der Zug des Sparens geht durch unsere Zeit. (Die Verschwender — seien ihrer auch viele! — sind nicht die Mehrheit.) Wie verringern wir unseren Bedarf an Papier? Wir werden auf die Dauer nicht umhin können, die Kunst des Papiersparens gründlich zu erlernen. Bereits sind Kleinbahnen und Straßenbahnen dazu übergegangen, das Format ihrer Fahrkarten und Fahrscheine kleiner zu gestalten. Eine Ersparnis, aus der sich kein Nachteil zu ergeben scheint, der also zu loben ist. Die Post hat während des Krieges dittert, daß die Größe der Ansichtskarten sich verringern müsse — die Post ist nicht damit durchgedrungen. Aber in den letzten Jahren hat sie ein Mittel gefunden, uns Papier sparen zu lehren; das Mittel heißt: Portoerhöhung. Die Zahl überflüssiger oder halb überflüssiger Briefe, Postkarten, Ansichtskarten, die des verteuerten Portos wegen heute ungeschrieben bleiben, ist nicht klein.

Einen beträchtlichen Prozentsatz Weniger-Verbrauch an Papier erzielt schon, wer vor jedem „Briefschreiben" erwägt, ob nicht eine Postkarte genügt; diese Art des Sparens ist aber eine Kunst für sich: einer Postkarte dürfen nur solche Mitteilungen anvertraut werden, deren weiteres Bekanntwerden dem Empfänger keinerlei Verdruß bereitet!

Der Zeitungsbezieher spart, indem er die Blätter sorgsam behandelt und reinlich verwahrt, damit er sie als Einwickelpapier und zu anderen nützlichen Zwecken verwenden oder gebündelt verkaufen kann. Der Bezieher von Zeitschriften soll deren Nummern mit Sorgfalt sammeln und am Schlusse des Jahres binden lassen, wodurch er mit der Zeit eine stattliche Bereicherung seiner Hausbücherei erzielt.

Wer umfangreicheren Briefwechsel pflegt, halte zur Auswahl Briefbogen mit und ohne „Respektblatt"; wo zwei Briefseiten genügen, soll man keine vier verschicken. Umgekehrt —: empfängst du Briefe, denen ein unbeschriebenes Blatt anhängt, so trenne es ab und lasse es dir als Notizzettel oder dergleichen weiter dienen. Zeit und Papier wird gespart, wenn der Fragende — statt eines Briefes — einen Fragebogen schickt, den der Antwortende, anstatt eines umständlichen zweiten Briefes, einfach mit Antwortvermerk zurücksenden kann.

Weniger gefällt mir das Wenden von Briefumschlägen zum Zwecke der Wiederbenützung; es erfordert zu großer Zeitaufwand, die Papierersparnis wird durch die Zeitverschwendung aufgehoben. Verschenkst du Bücher, so ersetz die eingetragene Widmung leicht einen Glückwunschbrief, wenn ihre Form beglückt und gefällig ist.

Einer meiner Freunde und Berufsgenossen verwendet zu seinen literarischen Arbeiten nur allerbestes Schreibpapier. Aber er macht die hohe Ausgabe dadurch wett, daß er, sobald seine Bücher gedruckt sind, das Buchmanuskript (das ja bekanntlich stets nur auf einer Seite beschrieben sein darf!) zurückholt, die beschriebene Seite jedes Blattes deutlich durchstreicht und dann die unbeschriebene Seite der Blätter zur Niederschrift des nächsten Buches verwendet. Auch ihn haben erst die teuren Papierpreise diese Kunst des Sparens gelehrt.

Würde in Befolgung all dieser „Kunst"-Griffe jeder Deutsche täglich nur drei Gramm Papier ersparen, wöchentlich also

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210317025/fragment/page=0001

21 Gramm, so würde er eine jährliche Ersparnis von mehr als einem Kilo erzielen. Das bedeutet dann, für ganz Deutschland berechnet, eine jährliche Gesamtersparnis von 1¼ Millionen Zentnern. Wenn wir die nicht zu bezahlen brauchen — was sparen wir, da allein schon wieder an Papier für das ersparte . . . Papiergeld!

Resignation.

Ein Märchen von

Paul Aler. Schettler.

(Nachdruck verboten.)

Der gutgebaute Frack gähnte in müder Blasiertheit, als ihn eine männliche Hand dem Kleiderschrank überantwortete. „Bei meinen Frackschößen, in der letzten Zeit ist es etwas toll hergegangen, hier ein Fest und da ein Fest — man kommt gar nicht mehr zum selbstbeschaulichen Ausruhen. Uebrigens, diese neuen Kleiderschränke sind entsetzlich eng und übelriechend. Dieses Reisen, es ist mir in der Seele zuwider." Und er gähnte und wollte sich soeben lieblichen Träumen hingeben, da knarrte die Tür des Schrankes wieder und herein rauschte etwas Seidenes, Fließendes, eine weißseidene Robe.

Der Frack rückte kühl zur Seite und zischelte herablassend: „Ich glaube, Ihr seid fehl am Ort, hier ist mein Schlafkabinett."

„Oh, von heute ab auch das meine," knisterte die Eingetretene vergnüglich und ein starker Strom wohlriechenden Parfüms strömte von der Sprecherin aus. „Erkennt Ihr mich nicht wieder, mich, die ich den ganzen Tag an Eurer Seite geweilt habe?"

„Dacht ichs doch, die Seidenrobe," knurrte der Frack mißvergnügt. „Am Geruch erkenn' ich Euch, der mir den ganzen Tag schon auf den Nerven gelegen hat, und an dem aufdringlichen Rascheln Eurer Seide, Verehrteste!"

„Nun, daran werdet Ihr Euch in Zukunft gewöhnen müssen, mein Freund."

„Ich — gewöhnen — warum das?" fragte der Frack erstaunt.

„Warum? Komische Frage," kicherte die weiße Robe, „weil wir verheiratet sind, Liebster, oder ist dir das auch entgangen?"

„Ver—hei—ra—tet?" stotterte der Frack gedehnt. „das ist ja das allerneueste. Und darf man fragen, seit wann wir uns in diesem Zustande befinden?"

„Seit heute, mein Lieber. Sollte dir wirklich die Trauung entgangen sein, wie? Hast du den Amtskittel des Geistlichen nicht bemerkt und wirklich nicht das „Ja" deines Herrn gehört oder stellst du dich nur so?"

„Mein Herr sagt oft ja," sagte der Frack, „wie beweist das, daß wir verheiratet sind?"

„Meine Gegenwart beweist das," knisterte die Seidenrobe lakonisch.

Der Frack krachte in allen Nähten, was er immer tat, wenn ihm etwas gegen die Natur ging.

„Mir hat es allein ganz gut gefallen," zischelte er grimmig. „Wenn ich bedenke, daß ich plötzlich deinetwegen meine Selbständigkeit und meine gesellschaftlichen Erfolge aufgeben soll — — —"

„Oh, es wird dir auch mit mir sehr gut gefallen, ich bin eine durchaus respektable Erscheinung, der schon viele Komplimente gemacht worden sind. Und ich hoffe, wir werden uns beide aneinander gewöhnen mit der Zeit."

„Glaubst du? Nun, was an mir liegt, so täuscht du dich!" begehrte der Frack auf. „Ich lasse mir nicht so mir nichts dir nichts ein weibliches Ergänzungsstück anhängen, daß du's weißt!"

„Und ich kann auch ohne deine Zustimmung glücklich sein!" rauschte die Robe.

„Und ich habe im übrigen keine Lust, mich weiter in Erörterungen mit dir einzulassen. Laß mir meine Ruh, du albernes Frauengeschrampe!" knirschte der Frack und seine Frackschöße baumelten aufgeregt hin und her.

„Du Lumpenfetzen, endiger," kreischte es zurück, denn natürlich hatte die Robe als weiblicher Teil das letzte Wort.

Damit war der Kriegszustand zwischen beiden erklärt, ein Zustand, den sie durch hartnäckiges Schausschweigen ein volles Jahr lang aufrecht erhielten.

Dann aber geschah etwas Sonderbares, höchst Sonderbares. Eines Abends, denkt Euch, geht wieder einmal die Schranktür auf und was kommt hereinspaziert? Nein, kein neuer Frack, und auch keine neue Robe, sondern ein ganz kleines Babyleidchen.

Da gewannen Frack und Robe die Sprache wieder.

„Wie süß!" rief die Robe knisternd.

„Nein, solche Ueberraschung," brummte der Frack, wie kommt denn das hierher?"

„Bitte sehr," raschelte die Robe geschwätzig, „das habe ich mir längst gewünscht, um in dem öden Einerlei deiner Gesellschaft etwas Abwechslung zu haben. Wenn es dir aber zu eng im Schrank wird oder du dich in deiner Ruhe gestört fühlst, bin ich gern bereit, mit meinem Baby mir ein anderes Plätzchen zu suchen."

„Nein, nein," rief der Frack lebhaft, „bleib' und sei versöhnt. Auch mir war unsere Zwietracht längst gegen den Strich. Mein Gott, man wird alt und speckig. Die Motten und die neueste Mode setzen einem arg zu, und wer klug ist, fügt sich nicht gegen sein Schicksal auf, sondern bescheidet sich beizeiten."

„Also doch?" knisterte die Robe triumphierend. „Nun, ich wußte es ja, daß ihr Männer ganz vernünftig sein könnt, nur dauert es manchmal lang, bis es soweit ist."

Und während die Robe das herzhaft strampelnde Babyleidchen herzlich an sich drückte, zitterten dem Frack vor Rührung und Vaterstolz die Frackschöße.

Es war ein liebliches trautes Familienidyll im Kleiderschranke.

Bubi und das Denkmal.

(Nachdruck verboten.)

Bubi haben es plötzlich die Denkmäler angetan.

Während er mit mir durch die Stadt geht, späht er nach Denkmälern aus. Und wenn er eines erblickt, dann zerrt er mich zu dem Monument und stellt tiefsinnige Betrachtungen an: „Sieh nur an, wie er dasteht . . . Wie ruhig . . . Er rührt sich nicht . . . Da kannst du noch so lange stehen bleiben, er rührt sich nicht."

Zu Hause: „Du, Vater, bekomme ich auch ein Denkmal?"

„Nein, Bubi, ich glaube nicht."

„Und du, Vater, bekommst du ein Denkmal?"

„Nein, Bubi, ich glaube, mir werden sie auch kein Denkmal setzen."

„Ja, Vater, wer kriegt denn dann ein Denkmal?"

„Große, berühmte Männer. Männer, die sich große Verdienste erworben haben um die Menschheit. Keine Kinder! Das sind meist ehrwürdige, alte Leute, denen ein Denkmal gesetzt wird, Menschen, die etwas Besonderes geleistet haben. Die nicht sind, wie alle anderen."

Nachmittags kommt Tante Christine zu Besuch. Tante Christine, die mit ihren 42 Jahren noch keinen Mann ergattert hat, die aber in unermüdlichem Streben sich mit Schleifchen und Bändchen schmückt.

Bubi steht mit mir auf dem Bahnhof, sie zu erwarten. Tante Christine kommt mit ausgebreiteten Armen auf uns zu. Bubi erblickt die Tante mit ihren Krägelchen, ihrem Kapotthütchen, ihren Spitzchen und Schleifchen und seine Augen werden größer und größer.

Nachdem ihm die Tante den Begrüßungskuß gegeben hat, blickt er nachdenklich in die Runzeln der Tante. Plötzlich ruft er begeistert: „Du, Vater, aus Tante Christine wird aber bestimmt ein Denkmal gemacht!"

F.

Volkstümliche Musikpflege.

Von

Leo Kestenberg.

Im Verlag Quell und Meyer in Leipzig erscheint demnächst ein Werk des Musikreferenten im Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung Leo Kestenberg „Musikerziehung und Musikpflege." Mit Genehmigung des Verlags bringen wir aus dem Werk das nachstehende Kapitel zum Abdruck.

Die Teilnahme des „Volkes" an Musik und musikalischem Geschehen, lange von Schaffenden und Ausübenden gering eingeschätzt, von der maßgebenden öffentlichen Musikpflege unbeachtet, schafft sich seit dem Erstarken der Organisationen Gesetze und Formen der eigenen künstlerischen Bedürfnisse. Wenn bisher von Musik und Musikpflege gesprochen wurde, dachten die berufenen Kunstwarte an die wenigen Tausende, die durch Bildung und Besitz ein Privileg für Kunstgesinnung erworben zu haben glaubten.

Noch nie aber hat in Wort und Schrift die Frage der Volkserziehung eine so entscheidende Rolle gespielt, wie in den zurückliegenden Jahren, die mit einem Schlage die tiefe Sehnsucht breiter Schichten nach Anteilnahme an den Kulturgütern in den Vordergrund aller Interessen rückten. „Volksbühnen" entwickeln sich, „Volkshochschulen", „Volkskonzerte" und „Volksopern". Ueberall wird unter Einsatz der besten Kräfte das höchste erstrebt: Die aktive Teilnahme des Volkes am künstlerischen Leben. Alle diese Bestrebungen, die zum Teil noch von privater Seite oder von Organisationen ins Leben gerufen und unterstützt sind, können von den Stadtgemeinden planmäßig gefördert werden. Anfänge sind bereits mit städtischen Volkshochschulen und Volkskonzerten gemacht. Sie werden über das ganze Land verteilt werden müssen, wenn wirklich die Gesamtheit Anteil an der Musik nehmen und erwerben soll. Wir dürfen bei allen diesen Fragen nicht an die Oberschicht, sondern müssen an den einfachen Mann aus dem Volke denken, an die Gesamtheit und ihr künstlerisches Wollen. Diesem Kunstwillen sollten die Städte in eigenen Veranstaltungen entgegenkommen, nicht in einfacher Uebertragung der bestehenden musikalischen Verhältnisse auf die große Masse, sondern in der Gründung und Durchführung neuer charaktervoller Unternehmungen.

Im 18. Jahrhundert sorgten die kleinen Höfe, die Adeligen und Begüterten für eine Musikpflege, die ihren eigenen Interessen und denen der Hochgestellten entsprach. Bestenfalls pflegte den Kreis der Sonderinteressen, und, unterstützt von einer neuen Musikergeneration, stellte er wieder das allgemein Menschliche und Allen Gemeinsame, die Verbrüderung aller Menschen in den Mittelpunkt seines Schaffens. Seinem Hinaussstreben aus der Enge waren indes schon zu seiner Lebenszeit natürliche Schranken gesetzt. Die Musiker gingen nur schwer mit seinen Forderungen mit, und es bedurfte nahezu eines halben Jahrhunderts, ehe der Beethoven der letzten Werke verstanden wurde.

Die Zwischenzeit zog seine Musik zum Bürgertum hinüber. Eine Generation von Musikern arbeitete sich in sehr Werk ein, um es dem bürgerlichen Publikum in regelmäßigen Abonnementskonzerten oder ähnlichen Veranstaltungen vorzuführen. Mendelssohns Direktionszeit in Leipzig zeigt das Werden des gebildeten Stammpublikums. Im Gewandhaus vereinten sich die Musikfreunde, um neue und ältere ihnen lieb gewordene Stücke in mustergültigen Aufführungen zu hören. Und wie im Leipzig Mendelssohns, so ging die Entwicklung auch an anderen Orten über das Heranziehen der Bürgerkreise nicht hinaus. Unter dieser Absonderung des Bürgertums von der großen musikfreundlichen Masse haben wir noch zu leiden, wenn auch die Volkskonzerte schon einen Keil in die einseitige und halbe Musikpflege getrieben haben. In diese Form des Konzertlebens können die Städte eingreifen und durch Verstadtlichung der angesehensten Unternehmungen sich das Verfügungsrecht über Eintrittskarten sichern. Es gehört zu den neuen Pflichten der Gemeinden, nicht tatenlos dem Geschäftsbetrieb unserer Konzerte zuzusehen sondern selbst die Initiative zu ergreifen und womöglich die Musikpflege in einheitlichem Geiste zu führen und zu übernehmen. Dazu gehört eine fachmännisch geleitete Stelle, die sich lediglich mit diesen künstlerischen und organisatorischen Plänen beschäftigt. Ist ein solches Musikdezernat in den Stadtgemeinden geschaffen, so wird sich die Musikpflege schnell regulieren und im Sinne einer aktiven Mitarbeit aller Klassen und Bildungskreise ermöglichen lassen.

Daß überhaupt Volkskonzerte notwendig sind, erscheint wie ein Widerspruch in sich selbst. Doch die Abtrennung der Privilegierten hat die Gegenbewegung nötig gemacht und sie noch verstärkt durch eine gewisse Zurückhaltung, die man volkstümlichen Konzerten auferlegen will. Volkskonzerte werden von der bürgerlichen Presse weder beachtet noch besprochen, weil man in ihnen etwas Minderwertiges zu fühlen glaubt. Es muß sich auch hier eine andere Auffassung Bahn brechen, und es muß der veränderten Struktur des politischen und sozialen Aufbaus nachgegangen werden. Man sollte das Wort „Volkskonzert" ganz fallen lassen, denn mit dem Begriff werden heute noch Vorstellungen von nicht vollwertigen Leistungen geweckt. Es muß dazu kommen, daß das Volkskonzert ebenso wie die übrigen großen Veranstaltungen die höchsten künstlerischen Erwartungen weckt, daß es alles umfaßt, was uns und unsere Zeit bewegt.

An billigen Preisen werden die Konzerte festhalten müssen, aber nicht an einem engbegrenzten sogenannten „solchen" Programm, wie es manche Kritiker vorschlagen wollen. Nur Anmaßung kann behaupten, daß Werke der alten Meister allein die rechte Kost für das Volk bilden. Im Gegenteil: ästhetisch noch nicht voreingenommene Kreise stehen dem Problematischen und Modernen oft unbefangener gegenüber, als der gewohnheitsmäßige Konzertbesucher. Gewiß werden Klassiker gespielt werden müssen, schon um ihre Eigenkraft sich ganz auswirken zu lassen, aber daneben sind neuere und zeitgenössische Werke aufzuführen. Oft findet der unbefangene Hörer schneller ein Verhältnis zu den Kompositionen unserer Zeit als der sogenannte Vorgebildete, denn er sieht in der Musik die Bewegung, in der er steht, fühlt wesensgleiche Formen im Ausdruck und gleiche Richtungen in ihrer gedanklichen und inhaltlichen Wirkung. Bisher war die Volksgemeinschaft von der Mitbestimmung in künstlerischen Fragen ausgeschlossen. In der für alle Kreise bestimmten Konzertform ist auch dieses Recht gegeben. Die Aktivität der Hörer wird auf die Verstadtlichung oder Sozialisierung der großen Konzertunternehmungen dringen und damit eine allgemeine Grundlage für volkstümliche Musikpflege schaffen.

Zum Kapitel „Aufklärung".

Die heikle Frage, wie sag ichs meinem Kinde? ist bekanntlich in der letzten Zeit mehr als je erörtert worden. Von Fanatikern der vollen realistischen Wahrheit bis zu Anhängern der alten Storchtheorie gibt es hier alle Uebergänge. Veranlassung für die Aerzte, sich um diese eigentlich pädagogische Frage zu interessieren, war die Erfahrung, daß die Geschlechtskrankheiten um vieles häufiger als früher bei Minderjährigen vorkommen. War im Frieden unter 1000 Kranken eine 15 Jahre alt, so sind dies jetzt acht; heute nehmen die männlichen Jugendlichen mit 11 Prozent, die weiblichen mit mehr als 21 an diesen Krankheiten teil. Aber bei der sexuellen Aufklärung handelt es sich nicht darum, auf die Gefahren dieser Krankheiten hinzuweisen. Die Jahre der Jugendblüte sind für die Entwicklung und den Werdegang des Individuums so bedeutungsvoll, daß alles ausgeschaltet werden muß, was wie Sexualität, von unheilvollem Einfluß für die körperliche und geistige Ausbildung wäre. Bisher hat man es unterlassen, die Entwicklung des Sexuallebens der großen Zahl der Durchschnittsmenschen der Ueberwachung und Leitung zu unterziehen, obwohl es schon seit langem bekannt ist, daß Verfehlungen nach dieser Richtung sich an dem Betreffenden und an seine Nachkommen oft sehr schwer rächen. Die kindlicher Neugierde entspringende Frage des Kindes, wie denn Kinder zur Welt kommen, erheischt nach allgemeiner Ansicht eine der geistigen Reife des Fragenden entsprechende Antwort an Stelle der Storchfabel. Aber das Kind bedarf schon in dieser Altersperiode eine sorgfältige Ueberwachung, die verhüten soll, daß das sexuelle Empfinden vorzeitig durch schädliche Einflüsse geweckt werde; dieses soll möglichst spät, jedenfalls aber spontan zum Durchbruch kommen. Treten Erscheinungen der Reife auf, so hat das junge Wesen, das nach dem Grunde fragt, Anspruch auf die seiner Fassungskraft entsprechende seinen Wissensdrang befriedigende Aufklärung. Sonst wird es das, was das Elternhaus nicht bietet, außerhalb desselben suchen und in einer meistens schädlichen Form finden. Eine Unterweisung auf diesem Gebiete; mit der allmählichen Entwicklung des Organismus muß diese Spezialhygiene Schritt halten und die nötigen Erklärungen, Warnungen und Beratungen geben.

Literatur.

Verlorene Heimat! Jugenderinnerungen aus dem deutschen Ostland. Von Karl Hans Strobl. Memoiren-Bibliothek. Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.

Vieles, alles Mögliche hat der äußerst arbeitssame und vielgewandte K. H. Strobl, eine Art Ulysses unter den modernen Autoren, mit den Jahren schon an Büchern vor sich gebracht, er hat auf allen möglichen Gebieten Erfolge geerntet, aber ein so verdienstliches Buch wie das vorliegende hatte er bislang noch nicht geschaffen. Das dürfte unbestritten bleiben, denn man mag an dies Buch herangehn von welchem Standpunkt aus man will, immer ist und bleibt es das lebendigste, ursprünglichste und echteste Zeugnis von Strobls starkem Schaffen und Können. Hier ist seine Vaterstadt Iglau in Böhmen mit all ihrer poetischen Enge, die dem Karl Hans jenen starken Sinn für das Phantastische und Mystische mitgab. Hier ist die Familie Strobl, seine Ahnung, sein Werdegang, alles erfüllt von einem so lebendigen Humor, daß man sich garnicht zu wundern braucht, in K. H. Strobl einen geborenen Humoristen zu erkennen. Und hier ist Deutschtum, umbrandet von Fremdheit! Das tritt in den Strobl'schen Prager Studentenjahren dann stärker hervor und verbrüdert mir ein wenig die leuchtende Blutwärme, welches das Buch bis hierher erfüllte. Aber wie stark fühlt dafür wieder der Deutsche K. H. Strobl! Wo er Dichter wird und Mann, da bricht er die Erzählung ab, die sicher später ebenso gemütvoll nachgeholt werden soll, die Brünner, Leipziger und Münchener, Wiener Jahre, der Krieg. Ich habe in meiner Familie mit dem Buche den größten Erfolg und die lauteste Anerkennung seit langem, langem geerntet, alle waren sie glücklich über dies frohe und starke Buch. Sollte das kein Beweis sein, daß K. H. Str. ins Schwarze traf? Ich für meine Person sehe hier sein bestes Buch, denn es ist ein gelebtes. Lest es nach, wie er aus Eigenem schöpft, in verschwenderischer Fülle Sonne ausstrahlt! Zu dieses Buch kann sich unser ganzes Schrifttum nur gratulieren, denn es tat not wie Goethes etwas erstarrte „Wahrheit und Dichtung".

„Unser Oberschlesien." Der Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha, hat sich mit der Herausgabe dieses kleinen, von Max Oddy geschmackvoll ausgestatteten Heimatbüchleins unstreitig ein Verdienst erworben. Oberschlesien's Land und Leute, seine Industrie und sein Verkehr, Geschichte, Sage und Volkslied ziehen in Wort und Bild an dem Leser vorbei, erwecken in ihm Verständnis und Liebe für die eigenartige, herbe Schönheit jenes so heiß umstrittenen Ländchens mit seinen tagaus, tagein glühenden Hochöfen, den himmelhoch ragenden Schornsteinen und Bohrtürmen, mit seinen Forsten und Wiesen, Feldern und Dörfern und dem deutschen Ansiedlervolke, das in seinen bunten Trachten so manchem deutschen Dichter angetan hat. Kein liebliches Land ist es, sondern ein Land der Arbeit, das harte Menschen gebiert, das deutschem Fleiße sein Emporblühen verdankt, das deutsch ist und deutsch bleiben muß für alle Zeiten. —k.

Prof. Dr. H. Zwiedineck, Der bargeldlose Zahlungsverkehr. Mit zahlreichen Vordrucken. Stuttgart. Ernst Heinrich Moritz (Inh. Franz Mittelbach).

Großrumänien, wirtschaftlich, politisch und kulturell. Von Hauptmann a. D. Dr. Friedrich Schmalz. Band I der Sammlung „Auslandskunde". Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 23, Fernruf 1620 u. 1630.